

Missionspost

hat, sondern auch die Vermehrungsziffer. So wird es vielfach geradezu unmöglich die Zurückzahlung zu leisten. Durch Wohltäter in der Heimat war es uns zwar möglich, einige Hilfe zu leisten, aber immerhin blieb für den Vater noch ein großes Opfer. So erhielt z. B. einer von uns 160 Mark, mußte aber 16 Ochsen zurückgeben. Dazu ist es einem Heiden noch ganz unmöglich, den Wert des Ordenslebens zu erfassen. Aber trotzdem haben sie die Einwilligung gegeben, wenn sie sich auch scheuten, es vor der Öffentlichkeit zu tun. So nahm einer fast keine Hilfe an, meinte aber er wird jetzt denn öfter auf die Mission kommen und tüchtig schimpfen, um zu zeigen, daß er dagegen ist, aber wenn sie unbedingt wolle, soll sie nur Schwester werden.

Und du christliche Mutter und du christlicher Vater, die ihr doch als katholische Christen überzeugt sein müßt von der Größe des Ordensstandes und noch mehr des Missionsberufes, könnt ihr dauernd eurem Herrgott eure Kinder versagen, die er mit dem Ruf seiner Gnade zu seinem heiligsten Dienste lockt? Heiden schenken ihre Kinder einem Gott, den sie nicht verehren und nicht lieben und ihr christliche Eltern versagt euer Kind eurem Herrn und Gott, den ihr lieben sollt aus ganzem Herzen und dessen unendliche Liebe zu allen Menschen ihr nur zu gut kennt. Wollt ihr euch wirklich beschämen lassen von unseren Heiden? Nein das könnt ihr nicht, verweigert euren Töchtern keinen Augenblick mehr euer Jawort und euren Segen, wenn ihr euch überzeugt habt, Gottes Gnade ruft sie und wenn euer Herz dabei auch blutet, denkt an den, dessen göttliches Herz verblutet ist am Kreuze auch aus Liebe zu euch.

Anmerkung der Redaktion: Kandidatinnen mögen sich melden: Missionshaus der Schwestern vom kostbaren Blut, Neuenbeken bei Paderborn.

Missionspost

Vom Turmbau von Babylon mit seinen Folgen für den Missionar schreibt P. Kammerlechner aus Rhodesia: Nach der Gl. Schrift wollten die Menschen einen Turm bauen, der bis zum Himmel reichte, aber Gott hat ihren Übermut bestraft und verwirrte die Sprache, sodaß sie einander nicht verstehen konnten. Die Sprachenverwirrung machte ein Zusammenleben unmöglich und zwang die Menschen, sich über die ganze Erde zu zerstreuen. Die Sprachenverwirrung dauert fort bis heute und so ist der Mensch, der sich in einem fremden Land niederlassen will, gezwungen eine andere Sprache zu lernen als die, die er zu Hause gesprochen. Es gibt schon in der eigenen Sprache oft genug Mißverständnisse. Ist es doch erst unserm Doktor passiert, daß ihm eine unserer Schwestern einen Stuhl brachte, als er bei der Untersuchung einer Darmkranken meinte: „Hier möcht ich den Stuhl sehen.“ Sind solche drollige Mißverständnisse schon in der Muttersprache möglich, so ist es leicht verständlich, wie oft solche unfreiwillige Witze in der Mission geleistet werden, wo man mit den Schwierigkeiten zweier fremder Sprachen (englisch und Eingeborenen-sprache) zu kämpfen hat. So kann man, da man doch die Sprachen erst nur sehr mangelhaft beherrscht, oft in Folge eines Mißverständnisses schrecklich aufrichtig

werden. Kam da einmal ein hoher Herr auf Besuch, um sich unsere Schulen anzusehen. Ich war noch nicht lange hier und verstand nur ein paar Brocken Englisch. Da P. Rektor nicht zu Hause war, hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, den hohen Herrn zu begleiten. Anfangs war immer nur von Schulangelegenheiten die Rede und da kam ich noch ganz gut mit; aber so ganz unerwartet stellte er die Frage an mich, ob er mir recht viel Zeit wegnehme mit seinem Besuch und da ich ihn nicht recht verstanden hatte und da man meistens auf alles, was man nicht recht versteht, ja sagt, um weiteren Fragen auszuweichen, ja war auch meine treuherzige Antwort: „Yes, Ja!“ Erst als es zu spät war, habe ich das Unglück gemerkt und so habe ich dem Herrn die Wahrheit gesagt und hätte es doch nicht tun sollen. So ist es auch erst kurz unserem Doktor vorgekommen, daß er einen Buben zur Schwester schickte, um ein Becken zu holen, aber ganz etwas anderes bekam. Englisch heißt Becken nämlich „basin“, gesprochen „bäs'n“, und so schickte ihm die gute Schwester, da sie das deutsch hörte, einen „Besen“. Selbstverständlich geht das mit der Eingeborenen-sprache nicht viel anders und der P. Missionar sagt oft gerade das Gegenteil von dem, was er sagen will. Man könnte da wohl viel solcher Redeb Blüten sammeln.

Ein paar mögen genügen: gomo heißt der Berg und ngoma die Trommel. So ließ nun ein Pater in einer Predigt über die Bergpredigt „auf eine Trommel steigen“. Kupenga heißt das Licht, kupenga das Betrunkensein. Die Folge war, daß ein Prediger der englischen Kirche, anstatt vom Licht Christi, immer vom Betrunkensein Christi redete. Maronda heißt die Wunden, maranda die Knechte, so goß der barmherzige Samaritan seinen Wein und sein Öl statt in die Wunden des Überfallenen, in die Knechte desselben hinein. Mbiri ist die Herrlichkeit und Mbira ist der Steinhase. Einer unserer Patres ließ infolge Verwechslung den Heiland am jüngsten Tag mit Macht und einem Steinhafen kommen. So könnte man wohl noch eine Menge von solchen Verwechslungen zusammenstellen; doch die angeführten Beispiele mögen genügen. Im täglichen Leben kommen ja viele vor, die aber nicht so gelungen sind, wie solch peinliche, die in einer recht feierlichen Predigt mit großer Überzeugung gemacht werden. Diese wenigen Zeilen sollen den Lesern zeigen, mit welchen Schwierigkeiten unsere Missionare zu kämpfen haben. Doch sind diese sprachlichen Schwierigkeiten sehr gut ästhetisch auszuwerten, da sie einem ständig zeigen, wie wenig man kann und so ständig zur Demut mahnen. Durch Demut aber kann man den Übermut der Menschheit in Babylon fñhnen.

II.

Ehrl. Bruder Leonhard Weber schreibt über Regentage in der Mission. Hochw. P. Cyprian (jetzt Regens des Pius-Seminars in Würzburg) war auf Mission ausgeritten, um Vorbereitungsunterricht für kommende Taufstage zu geben. Zwei Tage später folgte ihm der Bruder nach um Photoaufnahmen zu machen für unsere Zeitschriften. Sie hatten drei Flüsse überseht, in denen recht wenig Wasser war. Nach dem Unterricht ritten beide auf eine andere Station um Sonntagsgottesdienst zu halten. Zuerst wurde Beicht gehört vom Missionar. Aber Nacht hatte sich das Wetter geändert und am Sonntag früh fing es in Strömen an zu regnen. Trotzdem erschienen viele Leute. Der Regen dauerte bis Montag früh. Die beiden Missionare ritten auf eine andere Station um Gottesdienst zu halten. Es regnete noch immer; aber es waren auch am neuen Orte viele Christen anwesend. Inzwischen waren die kleinen Bächlein zu Flüssen geworden, ja jeder Fußpfad bildete einen Bach für sich. Der Hochw. Pater trug das Allerheiligste bei sich für eine schwerkranke Frau. Leider war diese bei der Ankunft des Priesters bereits gestorben. Unterdessen regnete es unaufhörlich weiter. Es war schon Dienstag. Auf dem Heimweg kamen wir zum Flusse Nungwane. Das Übersehn ging noch gut. Doch er war immerhin so reizend, daß an ein Durchkommen bei den andern Flüssen nicht zu denken war. Die Missionare mußte sich daher verstehen, mit der Eisenbahn heimzureisen. Diese Unannehmlichkeit bringt der Sommer, die Regenzeit, mit sich.